

Analyse

Usama Hasan Der islamische Geistliche aus London verbietet den heiligen Krieg. Wer hingehe, verrate sein Land. *Von Thomas Widmer*

Ein Ex-Jihadist verdammt den Jihad

Früher war Usama Hasan selber radikal. Als er in Cambridge theoretische Physik studierte, fuhr er jeweils mit dem Velo über den Campus: langes weisses Kleid, Sandalen, Bart - der klischeerte Islam-Fundamentalist. Bedingungslos glaubte der Naturwissenschaftler an den Koran, das 1400 Jahre alte Buch. Einmal nahm er ein Time-Out und reiste nach Afghanistan in den Jihad gegen den Kommunismus.

Heute ist Hasan 42 Jahre alt und ein anderer Mensch. Seit langem macht er sich stark für einen toleranten und friedlichen Islam. Und jetzt hat er eine Fatwa lanciert, ein Rechtsgutachten, das prominente britische Muslime mitunterzeichnet haben. Als ausgebildeter Geistlicher verfügt er über das theologische Rüstzeug dafür.

Die Fatwa richtet sich an Glaubensbrüder in Europa, die nach Syrien und dem Irak in den Krieg ziehen oder es



im Sinne haben. Sie täten unrecht, sagt Hasan. Muslime stünden in der Pflicht auch gegenüber ihrem Land, dessen Gesetze den Kriegseinsatz verböten. Bei der Terror-Armee «Islamischer Staat» handle es sich um einen tyrannischen Gewalthaufen.

Es ist nicht das erste Mal, dass Usama Hasan sich mit fundamentalistischen Muslimen im Land anlegt und sein Leben riskiert. Vor wenigen Jahren sagte er öffentlich, wer die - auch im Koran vorkommende - Schöpfungsgeschichte samt Adam und Eva glaube, bewege sich intellektuell auf dem «Niveau eines Schulkindes». Selbstverständlich habe Darwin mit seiner Evolutionslehre recht.

Hasan lehrte einige Zeit Astronomie im Königlichen Observatorium von Greenwich, arbeitete dann in einer Denkfabrik für Religion. Nebenher war er als Imam tätig, als Vorbeter und

Geistlicher in der Moschee von Leyton in Ostlondon. Nach seinen Darwin-Ausführungen kam ein Muslim zu ihm und sagte: «Als Abtrünniger vom Glauben gehörst du getötet.» Bald hagelte es Drohungen.

Hasan nahm die Aussage mit Darwin teilweise zurück; der Islam sei wohl nicht reif für diese Debatte, fand er. Zudem hatte er Angst um seine Frau und die vier Kinder. Als Imam wurde er während des Freitagsgebetes beschimpft und vom Moscheerat abgesetzt. Sein Vater, auch er Imam, distanzierte sich ebenfalls von ihm.

Der ultrakonservative Clan war von Pakistan nach London übersiedelt, als Hasan vier Jahre alt war. Er war zur Theologenkariere auserkoren. Mit elf konnte er den Koran auswendig. Als junger Mann heiratete er die Frau, die man ihm verkuppelte. Einsam sei er gewesen, sagt Hasan im Rückblick. Die

Britten habe er allesamt für gottlos und triebgesteuert gehalten. Die westliche Gesellschaft habe er gehasst und geglaubt, dass Muslime überall als Opfer erhalten müssten, weswegen der bewaffnete Jihad zwingend sei.

Die Wende in seinem Kopf kam langsam. Auf einer Pakistanreise fand er wenig echten Glauben, dafür viel Korruption und Heuchelei vor. Ein paar christliche Briten, die er bei der Arbeit kennenlernte, erwiesen sich als nette Kerle. Als Selbstmordattentäter 2005 London heimsuchten, ertrug Hasan die Gewalt nicht mehr.

Heute gilt Usama Hasan als Symbol eines moderaten Islams; geht es nach ihm, darf die Muslimin ihren Schleier gern ablegen. Die «Sunday Times» nennt sein Leben einen «faszinierenden Trip vom radikalen Teenager zum Freigeist mittleren Alters». Ungefährlich ist diese Reise wohl nicht.

Kolumne **Rudolf Strahm**

Frankreich sitzt in der Akademisierungsfalle

Das Drama, das sich derzeit in Frankreich abspielt, hat historische Ausmasse. Das ist letzte Woche deutlich geworden, als Präsident François Hollande seinen bisherigen Wirtschaftsminister Arnaud Montebourg abrupt durch Emmanuel Macron ersetzt hatte: Der 36-jährige Doktor der Philosophie soll den wirtschaftlichen Niedergang Frankreichs aufhalten. Auch ihm wird es nicht gelingen.

Die Jugendarbeitslosigkeit von 23 Prozent zeugt vom wirtschaftlichen Abstieg der ehemals stolzen Industriation. Und über 10 Prozent bei den über 25-jährigen. Bloss noch 11 Prozent der französischen Erwerbstätigen arbeiten heute in Fabriken - in der Schweiz und in Deutschland ist der Anteil doppelt so hoch. Die Auto-konzerne, einst Flaggschiffe der französischen Industriekultur, sind Sanierungsfälle. Da kann es nicht verwundern, dass die französische Industrie nur 12 Prozent zur nationalen Wirtschaftsleistung beiträgt.

In Frankreich fehlt es nicht an Kapital, nicht an Nachfrage und auch nicht an Ingenieuren. Es gibt dort mehr akademisch ausgebildete Ingenieure und Naturwissenschaftler als in der Schweiz und in Deutschland. Aber es gibt zu wenig qualifizierte Berufsfachleute, die Innovationen mit praktischer Intelligenz rasch und präzise umsetzen können. Frankreich hat keine duale Berufslehre, wie man sie in den deutschsprachigen Ländern mit Erfolg pflegt. Frankreich steckt in der Akademisierungsfalle.

Wer nicht studiert, gilt nichts

53 Prozent der jungen Franzosen machen ein Baccalauréat, die französische Version des Maturitätsabschlusses. Wer nicht studiert, gilt nichts und macht bestenfalls eine Art betriebliche Anlehre ohne formale Berufsqualifikation. Nun will die Bildungselite die arbeitslosen Jugendlichen in den Banlieues (nicht selten 30 bis 40 Prozent) mit einer Art praktischer Anlehre von der Strasse holen. Ein Angebot «pour les plus défavorisés», die Schwächsten, das illustriert, mit welchem sozialen Stigma die Berufsbildung behaftet ist.

Es hat Folgen, die weit über die Grande Nation hinausreichen. Denn in Bildungsfragen ist die französische Elite tonangebend in der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit

und Entwicklung (OECD), in der Unesco und in der EU. Sie war treibende Kraft des Bologna-Systems.

Frankreich steht mit der Entindustrialisierung nicht allein. Der industrielle Niedergang Italiens und Südeuropas insgesamt ist noch dramatischer. Es gibt auch dort nicht zu wenig Ingenieure und Akademiker, es fehlen Berufsleute, die für Qualitätsarbeit stehen. Die Verschuldung, die chronischen Handelsbilanzdefizite, die tiefe Arbeitsproduktivität dieser Länder - das alles sind Langzeitfolgen der Akademisierungsfalle.

Noch vor zwei, drei Jahrzehnten waren Italien, Spanien, Portugal die europäischen Hauptproduzenten für Kleider, Schuhe, Haushaltsgeräte. China und andere asiatische Exportländer haben Südeuropa von den Weltmärkten verdrängt. Mindestens 26 Millionen traditionelle Industrie-arbeitsplätze sind in Westeuropa verloren gegangen. Die Mittelmeerländer konnten im Innovationswettbewerb zur Spezialitätenproduktion mit ihren höheren Preisen nicht mithalten. Eigentlich müssten sie ihre Währungen jetzt abwerten können, um international konkurrenzfähiger zu werden. Aber das ist aufgrund der Einbindung in die Eurozone nicht möglich.

Zu wenig fix und flexibel

In den USA ist man inzwischen am Umdenken. Die vorherrschende Managementdoktrin hatte lange Zeit die Verlagerung der industriellen Produktion ins billigere Asien propagiert. Die Entwicklung zur Wissensgesellschaft wurde in den USA beschworen. Nach Ausdünnung der Industrie kommen nun die Ökonomen Gary P. Pisano und Willy C. Shih von der Harvard Business School in einer viel beachteten Studie zum Schluss: Weil in den USA die ausgebildeten, praxisnahen Berufsfachleute fehlen, fehlt in der amerikanischen Industrie die Anwendungskompetenz.

Mit anderen Worten: Es mangelt an der Fähigkeit, selbst rasch Prototypen, Pilotversuche und Innovationen zu realisieren. Damit hat die amerikanische Exportwirtschaft ihre internationale Vorreiterrolle eingebüsst, mit Ausnahme vielleicht der staatlich gestützten und geschützten Rüstungs- und Grossrechnerindustrie. Pisano und Shih fordern die Wiedereinführung einer Berufsfachleute-Ausbildung, die allen Firmen nützt. US-Präsident

Barack Obama regt an, das «German Model», das duale Berufsbildungssystem Deutschlands zu kopieren.

Glücklicherweise haben wir in der deutschen Schweiz eine KMU-Wirtschaft, die das duale System politisch stützt und verteidigt. Die ländliche Wirtschaftselite hat ihre berufliche Karriere meist mit einer Berufslehre begonnen, sie ist dank der höheren Berufsbildung aufgestiegen und weiss um den Wert der praktischen Intelligenz und der Qualitätsarbeit. Sonst wäre die Berufsbildung in den 90er-Jahren wohl auch bei uns in vollschulische Ausbildungen integriert worden.

Vernachlässigtes Potenzial

In der Romandie, wo die Berufslehre nie so stark verankert war wie in der Deutschschweiz, ist die Lehre weniger verbreitet. Während Betriebe in der Ostschweiz im Durchschnitt 8 Lehrlinge pro 100 Beschäftigte ausbilden, sind es in Genf nur 2 und in Neuenburg und der Waadt rund 4 pro 100. Der schweizerische Durchschnitt liegt bei 6. Dafür kennt die Romandie eine markant höhere Arbeitslosigkeit.

Die Berufsbildung geniesst in der akademischen Elite der Westschweiz keine grosse Wertschätzung, oft ist sie mit einem sozialen Stigma behaftet. Mein soeben erschienen Buch «Die Akademisierungsfalle - Warum nicht alle an die Uni müssen» stiess in der Deutschschweiz auf ein breites Echo, in der Westschweiz eher auf Unverständnis. Ich bin darüber weder überrascht noch enttäuscht: Es zeigt vielmehr das unterschiedliche Bildungsverständnis in den Landesteilen, das sich auch in anderen Fragen manifestiert.

Bildung soll nicht einfach der Wirtschaft zudienen. Aber man darf von ihr erwarten, dass sie die Jungen befähigt, im harten Arbeitsmarkt zu bestehen. Die Erfahrung der lateinischen Länder mit fehlender Berufslehre und mangelnder Arbeitsmarkt-fähigkeit sollte allen eine Lehre sein.



Rudolf Strahm

Der ehemalige Preisüberwacher und Nationalrat wechselt sich mit Politgeograf Michael Hermann und mit der Autorin und Schauspielerin Laura de Weck ab.



Ein kollektives Ritual: Besucher im Zürcher Kino Abaton. Foto: Gaëtan Bally (Keystone)

Film Das Kino boomt in Zürich - trotz DVDs und Streamingdiensten. *Von Beat Metzler*

In bester Gesellschaft

2500 Jahre lang verdienten Brieftaubenzüchter sehr viel Geld. Feldherren und Könige brauchten die Vögel, um wichtige Informationen auszutauschen. Dann kam die Telekommunikation und drehte dem Geschäft den Hals um.

Eine ähnlich düstere Zukunft wurde den Kinos prophezeit: DVDs, Riesenfernseher, Streamingdienste und Serien würden ihnen den Strom abdrehen - ein weiteres Opfer am Wegrand des technischen Fortschritts.

Nur: In Zürich geschieht das Gegenteil. Das Houdini in der Kalkbreite mit fünf Sälen ist gerade eröffnet worden, der Stüssihof zeigt Heimatfilme statt Pornos. 2017 kommen in der Europaallee sechs Säle dazu, das Arena-Kino in Sihlcity erweitert mit acht neuen Sälen. Eine Studie von PricewaterhouseCoopers verheisst der Branche ein jährliches Wachstum von 1,5 Prozent.

All die neuen Kinos bieten mehrere Säle, eine Bar oder ein Restaurant - egal, ob sie sich ans Popcorn- oder Prosecco-Publikum richten. Das Ein-Leinwand-Kino mit Minikiosk scheint den Weg der Brieftaube zu gehen.

Offenbar genügt es den Menschen nicht, sich im abgedunkelten Zimmer

in ihre Liebesserie zu versenken. Sie wollen die Wohnung verlassen, andere Menschen beobachten, sich zeigen, reden, trinken. Der Film wird zum angenehmen Vorwand, sich ein solches Erlebnis zu gönnen.

Nicht daheim, nicht allein

Früher hatten Fernsehwendungen Ereignischarakter. Für «Wetten, dass ...?» und «Benissimo» versammelte sich die ganze Familie vor dem Bildschirm. Den Termin wusste man lange im Voraus, wer ihn verpasste, hatte Pech. Heute kann sich jeder auf seinem Gerät jederzeit genau das ansehen, was er möchte. Digitaler Kulturkonsum vereinzelt.

Das Kino aber verbindet. Spielzeiten unterwerfen die Besucher einem kollektiven Ritual. Gemeinsam mit anderen Menschen steht man an, leidet im Film, trinkt das Bier danach. Das Kino, einst als «Entfremdungsmedium» verschmäht, schützt heute vor der digitalen Isolation.

Ausserdem halten Kinos die Stadt lebendig. Wenn alle Menschen zu Hause Filme streamten, blieben die Strassen Zürichs so ausgestorben wie in einem Zombiefilm.